Dienstag, 25. März 1930 Blatt 3 Der Zürcher Zeitung 151. Jahrgang Mittagausgabe № 563

Neue Zürcher Zeitung

und schweizerisches Handelsblatt

Täglich 3 Ausgaben

Telephon Hottingen 71.00

Redaktion: Falkenstr. 11 Druckerei: Goethestr. 10, Postcheck VIII/5144
Expedition: Falkenstr. 11 Administration: Theaterstr. 3, „ VIII/645
Fürsorge-Abteilung: Goethestr. 10, Postcheck VIII/5602

Abonnemente:

	1 Monat	3 Monate	6 Monate	12 Monate
Zürich bei der Administration oder Ablage abgeholt	Fr. 2.60	6.90	12.80	25.—
Durch die Austräger ins Haus gebracht	„ 3.30	8.90	16.20	31.—
Schweiz Bestellung beim Postbureau	„ 3.30	9.—	16.50	32.—
Bei Bezug unter Privatadresse (Streifband)	„ 3.—	11.50	22.50	44.—
Ausland (ausgen. Brit. Reich und U. S. A.) Bestellung beim Postbureau, das über Preis Auskunft gibt.				
Bei Bezug unter Privatadresse (Streifband)	„ 6.50	18.—	34.50	66.—

Annoncen:

Die einspaltige Grundzeile	80 Rp.
Lokale Geschäftsempfehlungen	50 Rp.
Anzeigen ausländischen Ursprungs	75 Rp.
Reklamen per Zeile	Fr. 2.50

Annoncen-Abteilung: Theaterstr. 3
Telephon Hottingen 7100, Postscheck VIII/1264
Filiale (Annoncen und Abonnemente): Bahnhofstr. 64, Tel. No 2443

Hinter amerikanischen Gefängnismauern.

L. New-York, im März.

In den amerikanischen Gefängnissen gärt es. Ein Geist der Unruhe und Unzufriedenheit ist überall zu bemerken. Die Moral der Sträflinge und Zuchthäusler ist unterminiert. Ihr passiver Widerstand wartet häufig nur auf eine Gelegenheit, um in offene Rebellion überzugehen. Trotz Tränengasbomben, Truppenaufgeboten und Maschinengewehren werden immer wieder aufs neue Ausbruchsversuche unternommen. Unter den „Lebenslänglichen" herrscht die Parole: Besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.

Mannigfach und vielartig sind die Gründe, die zu diesem Zustand geführt haben. Wohl sind Gefängnisausbrüche in Amerika traditionell, doch waren sie in den letzten drei Jahrzehnten ziemlich vereinzelt. Das vergangene Jahr 1929 hat in dieser Hinsicht einen neuen blutigen Rekord aufgestellt, waren doch allein im Staate New-York drei große Ausbrüche zu verzeichnen, die mit nach schwerem Blutvergießen niedergeschlagen werden konnten. Fünf schwere Revolten ereigneten sich in anderen Staaten. Dabei ist kein Gefangener entkommen; diejenigen, die wirklich die Flucht ergreifen konnten, wurden schnell wieder eingefangen. Das Resultat war also in allen Fällen ziemlich fläglich Aber trotzdem ist der Widerstandsgeist nicht zu brechen. Um diesen Zustand richtig verstehen zu können, muß in Berücksichtigung gezogen werden, daß es im amerikanischen Gefängniswesen zwei Systeme gibt, die ihr Ziel, bei gleichzeitiger Bestrafung eine Besserung des Sträflings herbeizuführen, durch grundsätzlich verschiedene Methoden zu erreichen suchen. Die Vertreter des einen Systems glauben an eine Besserung mit Gewaltmitteln, wie scharfen Urteilen und schweren Disziplinarstrafen im Falle kleiner Vergehen im Zuchthaus selbst. Die andere Gruppe aber, die als die der Gemäßigten bezeichnet werden kann und besonders im Staate New-York stark ist, versucht ihr Ziel durch Güte, Milde und Begnadigungen zu erreichen. Diese Gruppen liegen in ständigem Kampfe miteinander. Sie können sich auf keine gemeinsame Politik einigen, da ihre Arbeitsmethoden zu verschieden sind. Seit nahezu einem Jahr ist die erste Gruppe am Ruder, die sofort die Arbeit der „Prison welfare Association", in der die gemäßigtere organisiert ist und diese Jahre zu ihrem Aufbau benötigte, zunichte machte. Jeder neue Ausbruch veranlaßt sie zu schweren Maßnahmen. Im allgemeinen und besonders so im Staate New-York sind es die folgenden Gründe, die als die eigentlichen Ursachen der zahlreichen Ausbrüche bezeichnet werden können: 1. Die zum Teil über hundert Jahre alten Gefängnisse, die seither kaum verbessert wurden; 2. die furchtbare Ueberfüllung der meisten Strafanstalten; 3. die Höhe der Strafen, die sich in den letzten Jahren im Durchschnitt verdreifacht hat; 4. die Abschaffung der für Wohlverhalten üblichen Strafermäßigungen; 5. das teilweise sehr schlechte Essen. Für die Ernährung eines Gefangenen sind von der Regierung nur 21 Cents pro Tag bewilligt. Dieser vor mehr als 40 Jahren festgesetzte Satz wurde trotz der allgemeinen Steigerung der Lebenshaltungskosten nicht erhöht. 6. In allen Anstalten herrscht große Arbeitsknappheit. Die Sträflinge haben deshalb zu viel Zeit für sich selbst und damit Gelegenheit, auf schlechte Gedanken zu kommen; ein hoher Prozentsatz aller amerikanischen Gefangenen kann kaum sechs Stunden täglich beschäftigt werden; ihre Entschädigung ist auf nur 1,5 Cents pro Tag festgesetzt; infolge der Arbeitsknappheit werden manchmal drei oder vier Mann mit einer Arbeit beschäftigt, die von einer einzigen Person verrichtet werden könnte. 7. Die nur im Staate New-York geltende Bestimmung, die jeden Richter zwingt, einen Verbrecher, der dreimal vorbestraft ist, zu lebenslänglicher Haft zu verurteilen. Mildernde Umstände oder spätere Begnadigung sind dabei ausgeschlossen. Auch die Schwere der Vorstrafen wird nicht berücksichtigt, da das Gesetz absolut obligatorisch ist. 8. Die Zahl der Wärter ist in allen Anstalten zu klein. Sie sind für ihre schwere Aufgabe nicht ausreichend vorgebildet. Politische Beziehungen und Hilfe haben ihnen in diesen Fällen zu ihrem Amte verholfen, das sie deshalb als Sinekure betrachten.

Das große New-Yorker Staatszuchthaus Auburn kann als die beste Illustration für die Richtigkeit dieser acht Gründe dienen; fanden doch hier innerhalb eines halben Jahres zwei schwere Ausbrüche statt, die nur schwer und nach stundenlangem Kampf niedergeschlagen werden konnten. Mehrere Wärter büßten dabei ihr Leben ein, auch zahlreiche Gefangene wurden getötet; sieben andere wurden wegen Mordes vor Gericht gestellt und drei davon zum Tode verurteilt. Das Zuchthaus Auburn, das nach mehrjähriger Arbeit im Jahre 1816 endlich beendet wurde, steht auf feuchtem, ungesundem Boden und wird von allen Verurteilten gefürchtet. Kleine fensterlose Zellen erwarten sie hier. Kein Sonnenlicht dringt ein, auch eine Ventilation ist nicht vorhanden. Nur wenig frische Luft kommt durch die Spalten der schweren eisernen Türen. 1700 Menschen leben so in diesen Zellen, die im Höchstfalle für 1250 Personen bestimmt sind. Viele sind daher gezwungen, auf den steinernen Korridoren ohne genügende Bedeckung zu schlafen. Gerade hier in Auburn sind die schwersten Verbrecher untergebracht. Die Zustände in Auburn sind auch für diejenigen anderer amerikanischen Anstalten typisch.

Zurzeit sind in den wichtigsten Gefängnissen folgende Belegziffern zu verzeichnen, aus denen die Ueberfüllung deutlich ersehen werden kann:

Gefängnis	Gesetzliche Belegschaft	tatsächliche Belegschaft	Prozentuale Überfüllung
Atlanta	1712	3787	121 %
Leavenworth	2000	3758	87 %
Indiana	1200	2158	79 %
Eastern Penitentiary	1200	2130	77 %

Diese Ueberfüllungen sind teilweise auch auf das Prohibitionsgesetz zurückzuführen, das in den letzten zehn Jahren zu einer bedeutenden Erhöhung der Kriminalität geführt hat. Auf der andern Seite aber gibt der augenblickliche Stand der Rechtspflege in den Vereinigten Staaten verantwortlichen Persönlichkeiten zu schweren Bedenken Anlaß. Die Beziehungen zwischen Polizei, Richterstand und Verbrecherwelt treten von Zeit zu Zeit mit erschreckender Deutlichkeit an den Tag. Chicago bildet dabei keineswegs eine unrühmliche Ausnahme. In den letzten Jahren sind in Amerika nur noch 8,8 Prozent der Verhafteten überführt und verurteilt worden. Gerade den gefährlichsten Verbrechern gelingt es dank ihrer Freunde und den ihnen reichlich zur Verfügung stehenden Geldmitteln immer wieder, das Gesetz zu umgehen und freizukommen. In New-York wurden in einem Jahre 8144 Personen wegen verschiedener Strafaten verhaftet, 4778 oder 58,7 Prozent davon wurden schon in der Voruntersuchung wegen angeblich mangelnder Beweise freigelassen, gegen 844 oder 10,3 Prozent wurde das Verfahren niedergeschlagen, 1634 oder 20 Prozent mußten später freigelassen werden, während nur 888 oder 11 Prozent verurteilt wurden. Dieser Prozentsatz ist aber noch günstig gegenüber andern Großstädten, wo der Durchschnitt wesentlich niedriger ist. Es ist kein Wunder, daß sich in Städten wie Chicago, Detroit und New-York große, einflußreiche Komitees von Bankiers, Geschäftsleuten und Industriellen bildeten, die auf eine strafere Rechtspflege mit allen Mitteln hinarbeiten. Nach Ansicht der maßgebenden amerikanischen Juristen sind unter den Verurteilten nicht einmal die schlimmsten Elemente zu finden; häufig sollen manche der Freigelassenen viel mehr auf dem Kerbholz haben.

Durch die Neuerrichtung von zahlreichen Bundes- und Staatsgefängnissen soll nun wenigstens der erschreckenden Ueberfüllung abgeholfen werden. Die Pläne für viele neue Anstalten sind wohl ausgearbeitet, doch wartet man seit Monaten vergeblich auf die Genehmigung der nötigen Kredite. Der Staat New-York benötigt allein 33 Millionen Dollar, die bis zum Jahre 1935 aufgebracht werden müssen. 15 Dollarmillionen sind sofort für ein modernes Gefängnis in Attica und verschiedene dringend erforderliche Verbesserungen in andern Anstalten nötig, die aber noch nicht bewilligt sind. Ob aber, selbst wenn die Beträge vorhanden wären, den tatsächlichen Uebeln wirklich abgeholfen werden kann, ist mehr als zweifelhaft. Wenn eine große Masse von zu lebenslänglichen oder 20- und 30jährigen Strafen verurteilte Verbrecher zusammengebracht wird, die keine Hoffnung auf Freiheit, Begnadigung oder Strafermäßigung haben, muß sich unvermeidlich ein wilder Rebellionsgeist entwickeln. Es sollte bei aller Schärfe der Gesetze, die häufig angebracht ist, für jeden Gefangenen ein kleiner Hoffnungsschimmer vorhanden sein, der ihm, auch wenn es sehr spät ist, die Möglichkeit bietet, sich in der menschlichen Gesellschaft wieder zu rehabilitieren.

Ein anderes Problem, das unbedingt eine andere Lösung erfordert, ist das der Bezahlung für die von den Gefangenen geleistete Arbeit. Der jetzige Satz von 1,5 Cents pro Tag sollte auf mindestens 25 Cents erhöht werden, um so den ärmeren Gefangenen die Möglichkeit zu bieten, etwas zu sparen und kleinere Ausgaben zu machen. Augenblicklich hat wohl jeder Sträfling das Recht, drei Dollar wöchentlich aus seinen eigenen Mitteln für alle möglichen Zwecke zu verbrauchen. Davon können aber nur Wohlhabendere Gebrauch machen, während die Unbemittelten in gereizter Stimmung zusehen müssen. Aber ehe diese Probleme befriedigend gelöst werden, müssen die amerikanischen Gesetzgeber aller Wahrscheinlichkeit nach durch noch schwerere Ausbrüche aufgerüttelt werden. Bajonette, Giftgasbomben und Maschinengewehre mögen wohl für den Augenblick helfen, aber auf die Dauer können sie das schwere Problem nicht lösen.

*

Unmittelbar nachdem drei der Rädelsführer der Zuchthausrevolte von Auburn zum Tode verurteilt und nach dem Zuchthaus von Sing-Sing übergeführt worden waren, wo sie im „Todeshaus" auf den „elektrischen Stuhl" warten, hat ein Insasse des New-Yorker Staatszuchthauses von Auburn abermals den Oberwärter ermordet, und zwar vor allen andern Gefängnisinsassen. Der Mörder, der sich eine Stichwaffe verschafft hatte und mit dieser sein Opfer siebenmal tödlich verwundete, wurde von den übrigen Wärtern mit Gummiknüppeln bewußtlos geschlagen und blieb drei oder vier Tage lang in diesem Zustande liegen. Leuten, die immer noch an die abschreckende Wirkung der Todesstrafe glauben, sei dieser Vorgang zum Nachdenken empfohlen. Die Folgerungen, die man in Amerika aus der Häufung dieser Dinge — in den letzten drei Jahren sind dreimal die Oberwärter in Auburn erschlagen worden — zieht, sind nicht einheitlich. In der der Gesetzgebenden Versammlung des Staats New-York ist eine Motion eingebracht worden, die die Abschaffung der meisten im Interesse der Gefangenen errichteten Wohlfahrtseinrichtungen und die Einführung der Prügelstrafe in den Strafanstalten fordert. Einer der höchsten Beamten des Zuchthauses von Auburn hat dagegen öffentlich erklärt, daß sich die Gefangenenrevolten und die Attentate gegen die Wärter immer wiederholen würden, solange die gegenwärtigen Methoden in der Behandlung der Gefangenen beibehalten würden. Einer der Gefängniskommissäre des Staates New-York, Major Philip Roosa, berichtet, daß man mit diesen bedauerlichen Dingen sofort fertig werden könne, wenn man nur die Möglichkeit habe, die Gefangenen einigermaßen individuell zu behandeln. Der ärgste Verbrecher bei alledem ist, so erklärt die „Nation", der Staat New-York.

Schweizerische Ausstellung in Zürich

Das Komitee für die Schweizerische Ausstellung in Zürich teilt mit:

„Das Komitee der Schweizerischen Ausstellung in Zürich hat in seiner Sitzung vom 21. März zu dem Ergebnis der am 12. März unter dem Vorsitz von Bundesrat Dr. Meyer in Bern stattgefundenen Konferenz Stellung genommen, in welcher der zeitliche Abstand der für die nächste Zeit in der Schweiz geplanten größern Ausstellungen besprochen worden war. Das Zürcher Komitee beschloß nach einläßlicher Beratung, dem dringenden Wunsche der Berner Vertreter entgegenzukommen und die den Zürchern nahegelegte Verschiebung der Schweizerischen Ausstellung in Zürich vom Jahre 1933 auf das Jahr 1936 vorzunehmen, sofern folgende zwei Voraussetzungen erfüllt werden:

1. Die beiden vorausgehenden Berner Ausstellungen (Schweiz. Hygiene- und Sportausstellung 1931 und Internationale Ausstellung für Volkskunst 1934) sollen sich auf die durch ihre Titel angegebenen Fachgebiete beschränken und von dem Einbezug weiterer Gebiete absehen, die zum gegebenen Programm einer allgemeinen Schweizerischen Ausstellung gehören. 2. Der von den Berner Vertretern für die beiden Ausstellungen in Bern begehrte zeitliche Abstand von mindestens zwei Jahren zwischen zwei vom Bunde subventionierten Ausstellungen soll auch der auf das Jahr 1936 verschobenen Ausstellung in Zürich absolut gesichert werden.

Das Komitee für die Schweizerische Ausstellung hat das Eidgenössische Departement des Innern um baldige Mitteilung ersucht, ob die oben erwähnten Voraussetzungen einer Verschiebung der Ausstellung in Zürich auf das Jahr 1936 erfüllt werden können. Nach Eingang der Antwort wird es endgültig Beschluß fassen."

*

At. Man weiß, daß ursprünglich in Zürich die Absicht bestand, die schweizerische Ausstellung 1933 durchzuführen, in dem Jahr also, in dem ein halbes Jahrhundert seit der letzten schweizerischen

3

Feuilleton

Nachdruck verboten

Camille d'Oro

Von Cécile Ines Loos.

Es zog dann eine Sehnsucht in ihn, wieder zurückzukehren an einen Ort, einen stillen Ort, wo es keine Bewunderung gab und keinen Glanz, wo er für sich selbst zufrieden an dem schaffen konnte, was ihm Freude machte, einfach um der Freude des Arbeitens willen. Vielleicht konnte der Ort, wo es still und ohne Glanz zuging, dort sein, wo seine Mutter lebte. Aber vielleicht war auch die Bewunderung des Stiefvaters schon zu viel, vielleicht mußte es einen noch stilleren, einen noch verborgeneren Ort geben. Vielleicht war der stille, der ganz verborgene Ort nur...

Auch diesem feinem innersten und ihm selbst kaum bewußten Wunsch kam das Schicksal entgegen. Gerade zur Zeit seines höchsten Glanzes kam eine Anfrage aus der Nähe des Wohnorts seiner Mutter, ob er nicht dort eintreten wollte bei vielfach erhöhtem Lohne und günstigsten Bedingungen. Camille d'Oro sah aus dieser Anfrage nur eines: Er würde heimkehren, heim, in die Nähe seiner Mutter, heimkehren zur Erde, die er zuerst gesehen, heim zu sich. Und dann zu Hause, ja bei sich würde er sein Heim gründen, seine Familie. Und vielleicht würde er auch Kinder haben, nette, liebe Kinder, denen gegenüber er nicht der berühmte Camille d'Oro, sondern einfach der natürliche, der ganz gewöhnliche Mensch wäre. Wenn Lißjie einverstanden sein wird, mit ihm wegzuziehen, so sieht er auch keinen Grund, warum nicht gerade sie seine Frau werden sollte. Sie ist lieb und sie ist gut; sie oder eine andere. Denn es ist ja nicht eigentlich die Frau, die er speziell und dringend sucht in der Welt, sondern er sucht sich... sich, den Camille d'Oro. Und von einer Frau erwartet er nicht mehr, denn daß sie gut ist und ihn so sein läßt, wie er ist. So sein, wie er sein will...

Wie er Lißjie zuerst diesen Plan mitgeteilt hat, da ist sie fort Feuer und Flamme dafür gewesen. Auch für sie kommt es nicht darauf an, wo Camille wohnt, wenn nur sie bei ihm wohnen kann und ihm das Leben lieb machen darf. Auch wenn er zu ihr sagte, daß er in der Wüste wohnen wollte, sie würde mitgehen. Und Camille streichelt ihre Haare und küßt sie. Er sagt: „Lißjie, nur, laß mich ganz sein wie ich bin..." Und Lißjie nickt. Die Tränen rollen ihr über die Wangen, sie weiß nicht warum. Es scheint ihr, als ob Camille zu ihr gesprochen hätte: „Du darfst um mich sein, nur laß mich allein, verstehst du, ganz allein..." Ach, warum so allein...!

Aber zwischen den beiden Geschäftshäusern gibt es noch einen Kampf. Das große Brüsseler Haus will ihn nicht ziehen lassen, die andere Firma aber bietet der Konkurrenz eine hohe Summe Geldes an, wenn sie ihn ziehen läßt. Camille schreibt vorderhand an seine Mutter und seinen Stiefvater: „Ich kehre bald zurück zu Euch, und ich bringe auch meine Frau mit, Lißjie..." Endlich ist der Kampf so weit, daß das Brüsseler Haus nachgeben muß. Es sind zwei Gegner gegen einen. Und Camilles Abschied wird mit großem Bedauern angenommen. Mit Bedauern, aber wie es Camille scheint, auch mit einer Zuvorkommenheit. Sein Chef ist es, der zu ihm sagt, daß sie am Abend noch ein Abschiedsfest feiern wollten drüben im Hauptbau der Fabrik. Aber es werden nur Herren anwesend sein, und so müßte Fräulein Lißjie entschuldigen, nicht eingeladen zu sein; dies werde ja die letzte Trennung für sie bedeuten. „Ja," sagt Camille d'Oro und verneigt sich. Es würde ihn freuen. In diesem Augenblick sieht man deutlich den schwarzen Schicksalsring in den blauen Augen.

Und dann ist es Nacht. Im Mondschein zeichnen sich die schwarzen Schatten der Kamine deutlich vom weißen Boden ab. Auf dem Hauptdatz bilden sie zwei gerade Linien. „Wie ein Sarg," muß Camille d'Oro denken, „wie ein Sarg oder eine Bahre." Und er besinnt sich, wie die Schatten der Kamine auch an seinem Heimatort manchmal genau ebensolche Linien bildeten. Im Saal ist alles glänzend beleuchtet und man hat Camille d'Oro den Ehrenplatz zugewiesen. Sein Chef und die Haupträte der Gesellschaft halten Reden und danken Camille d'Oro noch einmal in begeisterten Worten für den Aufschwung, den er der Fabrik gebracht. Sie wünschen ihm auch Glück für seinen ferneren Lebensweg. Camille d'Oro sitzt unter ihnen, und es ist ihm plötzlich ganz beklommen zumute. Er möchte das Gesicht in den Händen verbergen, ganz tief innen. Er würde zu den Herren sagen: „Ach, seid mir nicht böse. Es ist nicht der Ruhm, der mich lockt, weshalb ich gehe. Nur, ich möchte zu mir selber, zu mir zurückkehren. Ich kann nicht ganz Ich sein... Und das Abschiedsgeschenk," das ihr mit neben den Teller gelegt

Fortsetzung siehe Seite 4

habt, ach, nehmt es wieder zurück. Es bringt mir Unglück." Aber er kann das alles nicht sagen. Er hat gar keine Veranlassung dazu.

Der Kellner kommt vorbei und gießt Wein ein in die Gläser, funkelnden, leuchtenden Wein. Dann stehen alle Herren auf. Der Chef und Fabrikherr tritt zu Camille, um als erster mit ihm anzustoßen auf sein Glück. Einen Moment lang heftet Camille d'Oro seine Augen klagend auf ihn, schaut dann wie hilfesuchend ein wenig seitwärts und wünscht, er wäre schon fort, weit, weit fort. Aber er muß den Blick zurückholen. Dann unterbricht sich der schon geschwungene Bogen seiner Augenbrauen und verändert sich zu jener Zeichnung, die seinem Gesicht einen beinahe priesterlichen Ausdruck gibt. Er sieht dem Chef in die Augen und verbeugt sich. Auch die anderen stoßen mit ihm an. Alle, die ganze Tafelrunde. Er überzählt, das es sechsunddreißig Herren sind. Dann trinken sie stehend die Gläser leer, alle auf einen Zug. Camille d'Oro setzt das Glas an die Lippen und weiß, daß es sein muß.

Dann stürzt er sich in die Festfreude hinein, taumelnd. Und er redet und lacht mit den Herren, wie er es früher selten getan und dankt ihnen begeistert für das schöne Geschenk. Aber zu innerst in sich hört er eine Stimme, die nach ihm ruft, lieb und freundlich: „Camille, Camille..." hört er sie zärtlich sagen.

Wie das Fest um Mitternacht vorüber ist, nimmt ihn der Chef unterm Arm und spricht mit ihm, leise und sehr zärtlich. Eigentlich könnten sie noch einen Abschied für sich feiern, vielleicht in der Stadt, in einem kleinen, intimen Restaurant.